

Ausgrabungen am Molkenmarkt Die Wahrheit liegt in der Grube



Hausrat, Kleidung, Pflanzenreste: Am Molkenmarkt wurden bereits über 600.000 Objekte gefunden.
Foto: Anna Schimitat

Von Christiane Peitz

Der Mensch war schon im Mittelalter ein Schussel. Nicht selten entfielen ihm wichtige Dinge. Heute fällt einem das Handy ins Klo, um 1400 fiel einem unserer Vorfahren ein kostbarer Goldring mit Karfunkelstein in den Brunnen. 2023 wurde er auf dem Molkenmarkt in Mitte gefunden. Auch komplette Schöpfkrüge überdauerten die Jahrhunderte am Brunnengrund.

Die Wahrheit liegt allemal unten, denn eine Müllabfuhr gab es seinerzeit auch nicht. Weshalb die Leute– nein, nicht im Dreck lebten, sondern

selbigen in die Tiefe entsorgten. Brunnenschächte und Latrinen wurden zu Abfallgruben umfunktioniert, sie sind wahre Schatzkisten für die Archäologen, ebenso die Keller abgebrannter oder eingestürzter Häuser. Mit der Zeit rutscht einfach alles nach unten.

Schichten bilden Geschichte

Wenn dann ein ganzes Viertel abbrannte oder ein Krieg wütete, wurde der Schutt einfach eingeebnet. Neues Straßenniveau, neues Leben, neues Berlin: Das Alte versinkt, aber es verschwindet nicht. Deshalb besteht Geschichte aus Schichten. Seit der Erfindung von Asphalt und Beton wird sie noch dazu fein säuberlich versiegelt, zumindest im städtischen Raum.

Eberhard Völker, Grabungsleiter auf dem Molkenmarkt, ist einer von denen, die leidenschaftlich gerne den Bodensatz der Geschichte durchpflügen. Kaum dass wir vom Landesdenkmalamt in der Klosterstraße zum Grabungsareal hinüberlaufen, hat der Archäologe einen schon angesteckt mit seiner Begeisterung.

„Wir stellen den Berlinern die Geschichte ihrer Stadt zu Verfügung“, sagt Völker. Mehr als 600.000 Objekte hat das 16-köpfige Team seit 2019 zwischen Rotem Rathaus und Altem Stadthaus ausgegraben. Demnächst dürften sie die Millionen-Marke knacken.

Weil hier auf 22.000 Quadratmetern ein neues urbanes Quartier entstehen soll, Berlins Gründungskern also komplett überbaut wird, gehört das Gelände bis mindestens 2025 den Archäologen, für Deutschlands größte Stadtkerngrabung. „Später kommt man nie wieder ran“, sagt Völker, denn am Ende schütten sie alles wieder zu. Vorher graben sie im Schnitt vier Meter tief: macht 88.000 Kubikmeter. Etwa die Hälfte wird per Hand freigelegt, ansonsten helfen Bagger.

Wenn einmal die Gebeine eines Kriegstoten auftauchen, müssen sie die Polizei holen, erklärt der 57-Jährige. Und bei den maschinellen Erdeingriffen ist immer auch ein Feuerwerker dabei, stecken doch auch Granaten und Restmunition im Sand. Anfang 2020 musste eine 250 Kilo schwere Fliegerbombe entschärft werden.

Vor allem aber steckt Leben unter Tage. Über all die Ton-, Steine-, Scherbenfunde lässt sich der frühere Alltag erkunden, vom Mittelalter über die Barockzeit und die Ära der Elektrifizierung bis zu den Weltkriegen, den Gauforums-Plänen der Nazis und der autogerechten Verkehrsplanung rund um die Grunerstraße. Vorausgesetzt, man weiß die Funde zu deuten.

Allein die Tausenden Lederartefakte aus dem 15. Jahrhundert. Schuhe, Stiefel, Gürtel, Holzkämme, Knochen, Kleidung, Trinkgefäße, dazu 200 Kilo kostbares Fensterglas, alles gefunden in einer großen Grube am Jüdenhof. Hier stand bis 1450 das Hohe Haus, die Residenz der Markgrafen: Die adeligen Anwohner, vermutlich Völker, zogen wohl Richtung Schloss-Neubau um und hinterließen vergleichsweise wertvollen Müll.

Bücken, hocken, buddeln

Rückenprobleme dürfen Archäologen keine haben: Wer durch die Zäune des Grabungsareals lugt oder an einer Führung teilnimmt, sieht Menschen, die unentwegt nach unten gucken, in der Hocke mit Sieben, Kellen, Spachteln und Bürsten zu Werk gehen. Nicht nur Hausrat legen sie frei, sondern auch Samen, Pollen, Pflanzenreste. Eberhard Völker hält jetzt einen hübschen Kugeltopf in Händen. Zeigt eine Ofenkachel in Kleeblatt-Hohlform, 500 Jahre alt.

Woher weiß der Archäologe, wie alt eine Tonscherbe ist? Aus dem Studium und aus Erfahrung, sagt Völker. Ein paar Meter weiter legt Grabungsleiterin Karoline Müller gerade einen Holzkasten frei. Eine Brunnen-Einfassung mit verdrückten Kanten, deren Verfüllung auf eine Zweitnutzung als Latrine hindeutet. Ein Keramikgefäß ragt aus der Sandschicht heraus: Für Müller ist klar: 13., 14. Jahrhundert.

Ein paar Meter weiter stellt ein Praktikant gerade eine Stratigraphie-Zeichnung her, das heißt, er malt mit Buntstiften die Sedimentschichten nach. Zeichnungen können ein vertikales geologisches Profil weit genauer wiedergeben als jede Fotografie.

Ganz unten findet sich der helle Schwemmsand, die unberührte Natur. Bei den eingelagerten braunen Schichten war Feuchtigkeit im Spiel: Der Mensch greift ein, betreibt Ackerbau. Und die Nomaden, die sich vor mindestens 10.000 Jahren im Urstromtal aufhielten, nahmen nie alles mit,

wenn sie weiterzogen, sie stellten ihr Feuerstein-Werkzeug lieber vor Ort her. Das sind die schwarzen Flecken: Rodungs- und Spatenspuren, Abschläge von Klingen und Feilen.

Das neue Archäologische Haus an der Gertraudenstraße, das Petri Berlin mit Schau-, Werkstatt-, Ausstellungs- und Magazinbereichen, ist quasi eine gebaute Stratigrafie. Berlin, Schicht um Schicht, über sieben Geschosse: Ein Arbeitshaus, sagt Landesarchäologe Matthias Wemhoff. Logisch, dass es sich von unten erschließt.

Auch Wemhoff, Direktor des Museums für Vor- und Frühgeschichte, ist die Passion für seinen Beruf anzumerken, als er die Besucherin durch den hellen Ziegelbau von Florian Nagler Architekten führt. Im Frühjahr 2025 soll es eröffnet werden. Nicht dass alle Archäologen Indiana-Jones-Typen wären, aber Zeitreisen sind nun mal Abenteuerreisen. Die Erforschung früherer Lebenswelten geht offenbar mit dem Glück unaufhörlichen Entdeckens einher.

Wir stehen im Untergeschoss vor den Fundamentresten einer mittelalterlichen Lateinschule. Der Keller ist luftig, die Fenster unverglast, gut für die Konservierung der Funde. Rechts die Grundmauern der diversen neu- und umgebauten Petrikirchen, Richtung Süden ein Straßenpflaster aus dem 13. Jahrhundert und das Ossarium. Hier lagern, in Lehmverschlossenen Fächern, die Gebeine von rund 500 Siedlern der Doppelstadt Berlin/Cölln.

Steuerfreiheit als Lockmittel

Ende Juni wurden sie in einer feierlichen Prozession aus der Parochialkirche hergetragen. Bei den Grabungen seit 2007 wurden genau hier die sterblichen Überreste von fast 4000 Menschen gefunden, auf dem früheren Petri-Kirchhof.

Die älteste Petrikirche stammt aus den Anfängen der Stadt. Urkundlich wurden die Siedler von Cölln erstmals 1237 erwähnt, der Name Berlin tauchte 1244 auf: Dieser Bodensatz der Stadtgeschichte ist im Petri künftig dauerhaft zu sehen. Wemhoff nennt es eine bezeichnende Geste, dass die allerersten Berliner hier ihre letzte Ruhestätte haben und noch vor dem Petri-Team eingezogen sind.

Wie entsteht Stadtgesellschaft? Und wie waren sie so, die Ur-Berliner? Das Wichtigste: Sie waren Zugezogene, etwa aus dem Harz. Im Konkurrenzkampf der Städtegründungen ließen sie sich um 1160 von Steuerfreiheit und Grundstücksversprechen anlocken.

Woher sie kamen, das verraten die Zähne. Über deren Mineralienspiegel lässt sich die Beschaffenheit des einverleibten Trinkwassers bestimmen, und damit die Herkunft. „Unsere gesamte Entwicklung beruht auf Migration“, sagte Wemhoff anlässlich der von ihm mitkonzipierten Archäologie-Ausstellung 2018 im Gropius Bau, „Bewegte Zeiten“. Für die Entwicklung Berlins gilt das erst recht.

Jede Scherbe eine Kostbarkeit

Viel Fleisch aßen die Ur-Berliner mit Migrationshintergrund. Gleich hinter dem Petri verläuft die Scharrenstraße, wo im Mittelalter die Fleischscharrer standen, die Verkaufsstände der Knochenhauer.

Während wir von Stockwerk zu Stockwerk nach oben steigen, offene Labore in Augenschein nehmen, den Röntgenraum, das Eisenmagazin mit spezieller Klimaanlage, das Tiefkühlager für Holz und Glas, schließlich die Magazin-Etage für die Schausammlung, beantwortet Wemhoff noch eine Kernfrage zu den Untergrundschatzen. Die unzähligen Fundstücke am Molkenmarkt, vom Petriplatz oder von den Grabungen an der Fischerinsel – muss wirklich alles aufgehoben werden? Ist jede schnöde Scherbe eine Kostbarkeit? Ja, sagt Wemhoff. Wegen der sich ständig entwickelnden Forschungsmethoden, von der Altersbestimmung über die Radiokarbonmethode bis zu DNA- und Isotopen-Analysen. Der Mittelalter-Experte, Jahrgang 1964, bereut jeden Moment seines Berufslebens, in dem er etwas weggeworfen hat. Mittlerweile lässt sich allein über Kloakenreste herausfinden, welche Gewürze ins Essen kamen.

Auch Eberhard Völker spricht von einem Archiv für die Zukunft. Am Molkenmarkt werden die Puzzleteile zusammengetragen, die in Lagern am Westhafen und künftig auch im Petri aufbewahrt werden. Spätere Generationen können das Puzzle zusammensetzen.

Noch etwas wird deutlich, wenn man schließlich in der Loggia des siebten Stocks angelangt ist. Hoch oben über dem Mittelalter-Keller mit den Ur-

Berlinern, höher auch als die Repliken barocker Bürgerhäuser im angrenzenden Nikolaiviertel, breitet sich rund um das Petri das 21. Jahrhundert aus, die Architektur der Nachwendezeit. Je höher, desto heutiger. Der Grundriss des Petri orientiert sich an der Lateinschule. Wo kommen wir her? Mitten in der tosenden Mitte Berlins weist der Geschichtspfeil senkrecht nach unten.